

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde,

diese Veranstaltung ist, Klaus Kinner sagte es, dem 135. Geburtstag von Rosa Luxemburg gewidmet. Nun ist der 135. Geburtstag eines Menschen gewöhnlich kein Anlass für eine besondere Würdigung, ja eine Würdigung anlässlich eines 135. Geburtstages ist sogar ungewöhnlich.

Aus meinen Studien diverser Feierlichkeiten ist mir eigentlich nur *ein* 135. Geburtstag erinnerlich: der von Karl Marx – 1953. Die Stalinisierung der DDR war damals auf ihrem Höhepunkt; die Aufrüstung marschierte; die Menschen flohen in Massen. Auf dem Festakt am 5. Mai 1953, den das Zentralkomitee der SED gemeinsam mit der Berliner Bezirksleitung durchführte, verkündete Walter Ulbricht mit Bezug auf Karl Marx, dass der Staat der DDR sich nun soweit entwickelt habe, dass er die Funktionen einer Diktatur des Proletariats ausübe. Sechs Wochen später war das Proletariat auf den Straßen, und der Staat der DDR zeigte, dass er wirklich eine Diktatur war, allerdings eine von den Gnaden einer gepanzerten Besatzungsmacht.

Karl Marx' Begriff von einer Diktatur des Proletariats hatte mit der in der DDR nur den Namen gemein. Marx erging es damit letztlich nicht besser als unserer heutigen Jubilarin: Rosa Luxemburg. Auch sie wurde als Dekoration mißbraucht – während über ihrem Denken fast bis zum Ende der DDR ein Verdikt schwebte.

Die SED-Führung ließ an jedem zweiten Januarsonntag Bewaffnete aufmarschieren und Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gedenken. Doch um sie – um die Märtyrer des Sozialismus – ging es dabei am wenigsten. Benötigt wurde nur ihr Glanz – in dem sich die SED-Führung auf einer beheizten Tribüne sonnte.

War es nur Pietät gegenüber einer Namenspatronin, die die Verantwortlichen einer Einrichtung, die sich nach Rosa Luxemburg benannt hat, bewog, uns für heute und morgen hierher zu laden?

Pietät schwangt da sicherlich mit, denke ich. Aber was soll daran schlecht sein – zumindest wenn sich die Motive nicht auf Pietät beschränken?

Und das wäre bei Rosa Luxemburg nun auch wirklich nicht nötig.

Andererseits: Ist es pietätslos zu *sagen*, dass Rosa Luxemburg mehr vorzuweisen hat als nur ihre Ermordung durch Feinde aus dem gegnerischen Lager? Vor allem diejenigen, die Rosa Luxemburgs Denken nicht so richtig mögen, werden so vielleicht argumentieren. Das sollte uns aber nicht anfechten.

Wenngleich – und das sei nicht verschwiegen: Wer würde heute noch von Rosa Luxemburg reden, hätte sie an diesem 15. Januar 1919 sich von Karl Liebknecht getrennt, der an diesem Tag nicht genug Besucher in der Mannheimer Straße 43, in ihrem gemeinsamen Versteck, empfangen konnte? Wer würde heute noch von Rosa Luxemburg reden, wenn diese Frau nicht vor bald 90 Jahren in dieser Stadt erschlagen und anschließend im Mittellandkanal versenkt worden wäre?

Hand aufs Herz: Es wären wenige.

Wer redet heute noch von Paul Levi, der Rosa Luxemburg nicht nur in der Führung der KPD nachfolgte, sondern vor allem versuchte, in der kommunistischen Bewegung ihr politisches Ethos zu erhalten – eine vergebliche

Liebesmüh, wie wir wissen. Von Rosa Luxemburg zu Ruth Fischer dauerte es ganze fünf Jahre. Bis zu Ernst Thälmann sechs.

Wer redet heute noch von August Thalheimer, der 1921 zweifellos mit der Offensivtheorie Unfug beging, aber nach Rosa Luxemburg trotzdem der begnadetste Denker und Theoretiker eines demokratischen Sozialismus blieb?

Wer redet von Käthe Duncker, wer redet Hermann Duncker, wer redet von jener Spartakistin, die unter der Folter feixend gefragt wurden, was das denn für eine faschistische Gruppe gewesen sei, dieser Spartakusbund? Die Rede ist nicht von der Gestapo – Sie wissen es –, sondern vom NKWD.

Rosa Luxemburgs Leichnam hatte mehrere Monate im Wasser gelegen und war völlig verunstaltet; der gefundene Leichnam hatte als der Rosa Luxemburgs nur an ihrer Handtasche sowie an einem Medaillon identifiziert werden können.

Rosa Luxemburgs Werk hat immer Schatten *dieses* Todes gestanden.

Auch künftig will ich mich vor dieser Toten verneigen. Doch preisen will ich sie wegen dieses Todes nicht, preisen will ich sie wegen ihres Lebens.

Als Paul Levi ankündigte, aus dem Nachlass Rosa Luxemburgs das Fragment »Zur russischen Revolution« herausgeben zu wollen, produzierte die Angst vor Rosa Luxemburgs Vermächtnis Kübel an Fäkalsprache.

Über Levi, der 1921 wegen seiner Kritik am Mitteldeutschen Aufstand aus der KPD ausgeschlossen worden war, brach eine Flut von Verleumdungen herein. Er schlug öffentlich zurück.

Nur an Clara Zetkin, die er schätzte, wandte er sich mit einem persönlichen Brief: »Rosa stand nun einmal – das läßt sich nicht leugnen – in gewissen Fragen im Gegensatz zu den Bolschewiki, gerade diese Fragen hat der Gang der russischen Revolution in den Vordergrund geschoben und – so glaube ich, die Auffassungen Rosas glänzend gerechtfertigt.«

Was waren das für »gewisse Fragen«?

Ein wichtiger Punkt, in dem sich Rosa Luxemburg von Lenin und den Bolschewiki unterschied, war das Verhältnis zwischen Partei und Klasse, zwischen Führern und Geführten, oder – modern gesprochen – die Frage: Was ist Hegemonie?

Während Lenin im Anschluß an Karl Kautsky meinte, daß das Proletariat sich des Umstandes, Träger des Sozialismus zu sein, nicht selbständig bewußt werden könne und dieses Bewußtsein deshalb »von außen« hineingetragen werden müsse, war für Rosa Luxemburg Sozialismus keine Theorie, die man sich aneignet, um dann nach ihr zu handeln wie nach den 10 Geboten.

Aufklärung durch einen Vormund war Rosa Luxemburg nicht nur zutiefst zuwider, eine vormundschaftliche Aufklärung konterkarierte für sie letztlich auch den Befreiungsanspruch des Sozialismus.

In *ihrem* Verständnis sollten die Teilnehmer an der Bewegung sich ihrer Aufgaben durch *gelebte Praxis*, durch die Erfahrung eigener Erfolge und – mehr noch – durch die Verarbeitung von Niederlagen, bewußt werden und sich so von der Alternative Sozialismus oder Barbarei überzeugen.

Diese Alternative – Sozialismus oder Barbarei – hatte bei Rosa Luxemburg übrigens überhaupt nichts Theatralisches.

Ganz im Gegenteil: Rosa Luxemburg hatte in ihren Akkumulationsanalysen versucht, die Ursachen des zu Anfang des 20. Jahrhunderts umsichgreifenden Imperialismus freizulegen. Sie war dabei davon ausgegangen, daß sich die kapitalistische Wirtschaft in den nichtkapitalistischen Kolonien immer weitere Teile deren nichtkapitalistischer Wirtschaft unterwerfen müsse, weil die kapitalistische Wirtschaft eines ständigen Wachstums bedürfe. Das werde solange gehen, meinte sie, bis es keine nichtkapitalistische Wirtschaft mehr gebe und der Kapitalismus in eine Katastrophe, die sie »Barbarei« nannte, umschlagen werde.

Aufgabe der proletarischen Massen und ihrer Partei – immer noch Rosa Luxemburg – sei es, dieser Katastrophe durch einen Übergang zum Sozialismus *zuvorzukommen*, diese Katastrophe nicht eintreten zu lassen.

In diesem Sinne verwandte Rosa Luxemburg – eine Formulierung von Karl Marx aufgreifend – diese, oft mißverstandene, Alternative: Sozialismus oder Barbarei.

Doch zurück zur Partei: Ihr maß Rosa Luxemburg eine andere Funktion zu, als dass die alte deutsche Sozialdemokratie einerseits und die russischen Bolschewiki andererseits taten.

Für die deutsche Sozialdemokratie war die Partei immer mehr zum Wahlverein mutiert, der möglichst viele Parlamentssitze erobern sollte. Nach der Wahlschlappe von 1907 war zudem die SPD-Führung zu immer mehr Zugeständnissen an Chauvinismus und Militarismus in Deutschland übergegangen.

Für die Bolschewiki hingegen war die Partei eine Maschinerie, mit der in einer Revolution die Macht zur Tilgung aller Übel der bisherigen Geschichte erobert werden sollte.

Letztlich hatten beide – die deutsche Sozialdemokratie ebenso wie die Bolschewiki – zu der Klasse, für die sie agierten, ein um so instrumentelleres und vormundschaftliches Verhältnis, je mehr sie Erfolg damit hatten. Für Rosa Luxemburg waren beide Varianten ein Graus.

Angemaßte Führung, aufgeherrschte Führung, gar ein in einer Verfassung kodifizierter Führungsanspruch – an den Paragraphen 1 in der DDR-Verfassung muß ich hier niemanden erinnern – mit Rosa Luxemburg ließe sich all das nicht legitimieren.

Die Gesellschaft konnte sich für Rosa Luxemburg nur dann emanzipieren, wenn sich auch die unteren sozialen Schichten emanzipierten. Emanzipation durch Praxis, durch schrittweise Veränderung der Kräfteverhältnisse war für sie der

sinnvollste Weg der Emanzipation. Nur in der Revolution erwartet sie ein schnelles Umschlagen der Kräfteverhältnisse.

Im Mittelpunkt von Rosa Luxemburgs Wollen stand *nicht* der permanente zahlenmäßige Zuwachs an Mitgliedern der proletarischen Organisationen und an Wählern, sondern ein *Zuwachs an Selbstbewußtsein und an der Fähigkeit zu politischem Handeln*.

Die Partei sollte der Arbeiterschaft Vorschläge machen und ihr, der Arbeiterschaft, die Entscheidung überlassen – selbst auf die Gefahr hin, auf Ablehnung zu stoßen, die es in *jedem* Falle zu akzeptieren galt. Damit stand Rosa Luxemburg an der Wiege eines Hegemoniekonzeptes, das Gramsci später ausformulierte und das bis heute als »uneingelöst« gilt.

Rosa Luxemburg lebte in einer Gesellschaft, die anders als die heutige hegemonial gespalten war: in eine nichtproletarische Mehrheitsgesellschaft und in eine proletarische Gegengesellschaft. Die nichtproletarische Mehrheitsgesellschaft huldigte mehr oder weniger dem Wilhelminismus und der Platz-an-der-Sonne-Ideologie und blieb natürlich unempfänglich für das, was da aus der Gegengesellschaft des Proletariats herüberscholl.

Damit hatte es die deutsche Linke – und zwar ganz unabhängig davon, ob der Einzelne nun revolutionär oder eher revisionistisch gestimmt war – damit hatte es die deutsche Linke zu Zeiten August Bebel's und Rosa Luxemburgs wirklich einfacher als die deutsche Linke seit 1933: Es gab ein Milieu, in dem *ihre*

Meinungsführerschaft anerkannt war. Das umfasste zwar beileibe nicht das gesamte proletarische Milieu, aber doch erhebliche Teile von ihm.

Daß es so etwas geben kann, daß es eine linke Hegemonie wenigstens in Teilen der Gesellschaft geben kann, ist eine Erfahrung, die der deutschen Linken seit drei Generationen fehlt.

Die deutsche Gesellschaft ist seit 1933 einem hegemonialen Block, bestehend aus Staat und Parteien, Medien und Großkapital ausgeliefert. Das ist der eigentliche Sieg des Nationalsozialismus. Denn dieser Sieg ist bis heute nicht rückgängig gemacht worden.

In Osten Deutschlands hatte die Linke nur einmal – 1945/46 – die Meinungsführerschaft, wie nicht zuletzt die 46er Landtagswahlen bewiesen. Danach ersetzte die SED – aus einer anfangs durchaus linken Partei in eine Partei der unbedingten Herrschaft gewandelt – den Kampf um die Hegemonie durch den Ausbau einer politischen Polizei.

Gewiß, nach dem 17. Juni, nach dem Mauerbau und nach dem Parteitag von 1971 unternahm die SED durchaus noch halbherzige Versuche, die Herzen und Seelen zurückzugewinnen – doch letztlich siegte immer wieder die ultimario ratio aus erkauftem Wohlverhalten, Drohung und Zwang.

Nicht der Zusammenbruch von 1989 ist der Alp, der auf den Hirnen der deutschen Linken lastet, sondern der Umstand, daß sie 40 Jahre lang in einem Teil Deutschlands herrschte, die geistige Hegemonie aber im anderen Teil Deutschlands lag.

Sage niemand: Mit Rosa Luxemburg wäre das nicht geschehen. Es wäre geschehen.

Allerdings hätte sich mit Rosa Luxemburg das Bewusstsein für diese ungeheure Niederlage erhalten, das kritische Bewusstsein – das sonst niemand in der deutschen Linken so wie sie repräsentierte, auch Paul Levi nicht.

Das kritische Bewusstsein aus der deutschen Linken ausgerottet zu haben, geht übrigens nicht aufs Konto des Nationalsozialismus – das hat die Linke selbst verursacht. Die Linke, nicht nur die deutsche, hat sich damit selbst entwaffnet.

Nicht etwa erst durch Ernst Thälmann und Jossif Stalin – die beiden ernteten nur die Früchte, die andere schon zu Anfang der zwanziger Jahre gesät hatten.

Stalin und Thälmann setzten nur den Schlussakkord bei der Austreibung jeglichen kritischen Bewusstseins aus der deutschen Linken: mit der Erfindung des Luxemburgismus.

Sie trieben mit der toten Rosa Luxemburg eine ganz perverse Art von geistiger Unzucht: nachdem 1928/29 die letzten Anhänger Rosa Luxemburgs aus der Partei Rosa Luxemburgs herausgereinigt worden waren.

Stalin erinnerte sich 1931 eines Konstrukts, das einer seiner einstigen Konkurrenten – er ließ ihn in der dreißiger Jahren dann foltern und im sogenannten ersten Schauprozess zum Tode verurteilen – die Rede ist vom ersten Vorsitzende der Kommunistischen Internationale* Grigori Sinowjew. Stalin erinnerte sich also 1931 dieses Konstrukts von Sinowjew – des Luxemburgismus, quasi eine eigene Weltanschauung Rosa Luxemburgs.

Dies schien auf den ersten Blick doch sehr merkwürdig zu sein.

Denn Rosa Luxemburg hatte außer ihrer heute wieder diskutierten Akkumulationstheorie ihre theoretischen Auffassungen so gut wie nie auch nur ansatzweise geschlossen oder gar systematisch dargelegt, sondern ihre theoretischen Positionen fast immer in der Auseinandersetzung mit fremden Auffassungen entwickelt. Es gibt einfach kein theoretisches Gebäude der Rosa Luxemburg – mit eigener Nationalökonomie, Philosophie, politischer Theorie oder Sozialpsychologie.

Was von Rosa Luxemburg überliefert ist und was sie für den heraufziehenden Stalinismus so gefährlich machte, war auch gar nicht irgendein theoretisches Gebäude – es war ihr Plädoyer für ein kritisches Bewusstsein, und mehr noch waren es ihre politischen Positionen: ihre kompromißlose Forderung *nach Demokratie und nach Öffentlichkeit in der Linken* sowie ihr unbestechliches Beharren auf der Freiheit als der grundlegenden Bedingung für jede emanzipatorische Bewegung.

Da dies schlecht anfechtbar war, mußte ein Theoriegebäude fabriziert werden – wobei Stalins Ideologen in der Tat kenntnisreich und akribisch vorgehen.

Sie durchforsteten die Schriften Lenins einerseits und Rosa Luxemburgs andererseits nach Aussagen zu den verschiedensten Themen, danach filterten sie die Differenzen heraus und erklärten Lenins Auffassungen für sakrosankt und alle abweichenden Meinungen Rosa Luxemburgs zu »Fehlern«.

In einem letzten Arbeitsgang wurden diese »Fehler« dann systematisiert. Fertig war der »Luxemburgismus«.

So viel Mühe haben sich die Stalinisten ansonsten nur noch mit Leo Trotzki gegeben, dem Gegenspieler Stalins, dem auch ein eigener »Ismus« zuerkannt wurde: der Trotzismus.

Den haben allerdings Trotzki's Anhänger später positiv gewendet und zu ihrem Banner erklärt.

Galt der Trotzismus als Ausgeburt der Hölle und führte das Stigma »Trotzkist« ab Mitte der dreißiger Jahre in der Sowjetunion fast automatisch zur Ermordung, so wurde der Luxemburgismus als »halbmenschewistisch« charakterisiert – ein Attribut, das nur noch Spezialisten problemlos dechiffrieren können. Übersetzen läßt es sich mit »weichem Trotzismus«.

Es ging um die Zerstörung der Autorität Rosa Luxemburgs, und es ging darum zu verhindern, daß sich im Einflußbereich Stalins je wieder jemand ungefährdet auf Rosa Luxemburgs Demokratie- und Freiheitsforderungen berief.

Für die »Leiche« der Rosa Luxemburg hingegen hatten die Stalinisten durchaus Verwendung, denn anders als der noch nicht ermordete Trotzki war die von ihrem Werk »gereinigte« Revolutionärin Rosa Luxemburg den Stalinisten nützlich – als stumme Ikone. Diese Schizophrenie wurde – wenn auch mit fallender Tendenz – im Ostblock bis 1989 gepflegt.

Zurück zu den »gewissen Fragen«, von denen Paul Levi gegenüber Clara Zetkin gesprochen hatte.

»Wir sind auch nie ... Götzendiener des Sozialismus oder des Marxismus gewesen. ... Wir sind nie Götzendiener der formalen Demokratie gewesen ... Wir unterschieden stets den sozialen Kern von der politischen Form der bürgerlichen Demokratie, wir enthüllten stets den herben Kern der sozialen Ungleichheit und Unfreiheit unter der süßen Schale der formalen Gleichheit und Freiheit – nicht um diese zu verwerfen, sondern um die Arbeiterklasse dazu anzustacheln, sich nicht mit der Schale zu begnügen, vielmehr die politische Macht zu erobern, um sie mit neuem sozialem Inhalt zu füllen ... Sozialistische Demokratie beginnt zugleich mit dem Abbau der Klassenherrschaft und dem Aufbau des Sozialismus. Sie beginnt mit dem Moment der Machteroberung durch die sozialistische Partei. Sie ist nichts anderes als die Diktatur des Proletariats.«

Mit dieser Auffassung sitzen Rosa Luxemburg und jene, die sich positiv auf sie beziehen, seit bald 90 Jahren zwischen allen Stühlen.

Wie absurd – ich bleibe beim eingangs einmal erwähnten Walter Ulbricht und vergreife mich *nicht* an seinem Nachfolger – wie absurd Politikern seines Schlages der Gedanke angekommen wäre, dass Demokratie die Bewegungsform einer sozialistischen Diktatur sei – und zwar eine Bewegungsform, in der die formale Demokratie nicht abgeschafft wird, um etwas mehr soziale Gerechtigkeit zu erreichen, können zumindest die Älteren hier im Saale noch nachvollziehen.

Und wie Rosa Luxemburg mit jenen in ihrer Partei umging, die die formale Demokratie nicht als die Bewegungsform der Herrschaft des Kapitals, sondern als den Endpunkt jeder Demokratie verstanden; wie sie mit jenen umging, die

meinten, mit Parlaments- und Regierungssitz sei der Höhe- und Endpunkt jeder Demokratieentfaltung erklommen, kann in ihren zahllosen Polemiken nachgelesen werden – beginnend 1899, als mit Etienne-Alexandre Millerand erstmals ein Sozialist in eine bürgerliche Regierung eintrat.

Doch was soll uns das alles? Arbeiterklasse, Proletariat – das ist doch 19., bestenfalls frühes 20. Jahrhundert. Die Arbeiterschaft als Klasse wandert heute aus: nach Nordmexiko und in die Türkei, in den Süden Chinas sowie nach Indien und Indonesien.

Der europäischen Linken kommt ihr gehätscheltes historisches Subjekt, die Arbeiterschaft, die sich für die Linke in der allermeisten Zeit und an den allermeisten Orten ohnehin nie wirklich erwärmen konnte, endgültig abhandeln. Rosa Luxemburg hin, Rosa Luxemburg her. Will man jetzt der indischen Arbeiterschaft hinterherträumen?

Manchmal sehen wir den Splitter im Auge unseres Bruders, aber nicht den Balken in unserem eigenen Auge. Bei Lukas 6-42 heißt es übrigens in diesem Zusammenhang ausdrücklich: »Du Heuchler« (»Wie kannst du deinem Bruder sagen: Bruder, laß mich den Splitter in deinem Auge herausziehen, und siehst selber den Balken in deinem Auge nicht. Du Heuchler!«).

Nun will ich hier niemanden der Heuchelei zeihen. Allerdings sollte für Rosa Luxemburg das gelten, was für alle anderen auch gilt: dass man sich mit dem auseinandersetzt, was sie gemeint hat, und nicht mit dem, was man selbst meint, dass sie gemeint haben sollte. In dieser Weise ist nun wirklich über Jahrzehnte Rosa Luxemburg zu einer Karikatur uminterpretiert worden, um dann »kritisiert« werden zu können.

Heute geschieht gleiches manchmal aus einer anderen Richtung. Oder anders gesagt: Mit einem sozialrassistischen Verständnis von dem, was Arbeiterklasse ist, haben Rosa Luxemburgs Auffassungen höchst wenig zu tun. Der Balken ist es und nicht der Splitter.

Wir – zumindest wir im Osten – haben uns ein wenig an das sozialrassistische Verständnis von Proletariat gewöhnt, wie es im Stalinismus üblich war und wie es im russischen Bürgerkrieg 1918-1920 eingeübt und im wahrsten Sinne des Wortes an Nichtproletariern exekutiert wurde. Klassen, egal welche Klassen übrigens, allein oder zumindest primär aus der sozialen Lage von Menschen heraus zu bestimmen, war eines der großen Verhängnisse der Linken im 20. Jahrhundert.

Zu den größten Absurditäten führte die Auffassung, die die Arbeiterklasse nur aus der sozialen Lage heraus erklärte. Arbeiterklasse war danach eine Ansammlung doppeltdreier Lohnarbeiter.

Und nicht nur das: Diese Arbeiterklasse galt in der gesamten Geschichte als die einzige Klasse, die unfähig ist, aus ihrer sozialen Lage heraus ein eigenes Klassenbewusstsein – jedenfalls eins, wie es sich viele europäische Linke vorstellten – hervorzubringen.

Der langjährige Verbündete von Rosa Luxemburg, Karl Kautsky – auch einer der wichtigsten Stichwortgeber Lenins – hatte, ich erwähnte es schon, die Theorie entwickelt, dass es bei doppeltdreier Lohnarbeitern nur dafür reiche, ihre sogenannten ökonomischen Interessen zu erkennen. *Alles* andere, das »wirkliche Bewusstsein« müsse von außen hineingetragen werden.

Wenn man aber dem Lohnarbeiter erst einmal richtig erklärt hätte, dass nur der Sozialismus die Zukunft bedeuten könne, dann werde er aber ... Letztlich ein etwas seltsames revolutionäres Subjekt.

Rosa Luxemburg war natürlich sehr dafür, dem doppeltfreien Lohnarbeiter zu Bildung zu verhelfen, nicht nur zu politischer, sondern zu ganzheitlicher Bildung. Ihr Klassenverständnis und ihr Verständnis über die Zugehörigkeit zu einer Klasse, übrigens nicht nur zur Arbeiterklasse, hatten aber nichts Statisches, letztlich ja *Künstliches und Verlogenes wie im sozialrassistischen Klassenverständnis des Stalinismus*, der eine Klasse überwand, indem er ihre wirklichen und mehr noch ihre vermeintlichen Träger ausrottete – in der Ukraine gleich mehrere Millionen sogenannter Kulacken.

Die Begriffe Sozialrassismus bzw. Klassenrassismus sind natürlich absurd – und *trotzdem* sind sie präzise, denn sie beschreiben nun einmal eine Absurdität – die da lautet: Bestimmte Eigenschaften seien unabhängig vom Wollen und Handeln in der Sozialgenese eines Menschen angelegt.

An Mystik übertroffen wird dieser Unsinn nur noch vom Blut- und Boden-Rassismus, bei dem an die Stelle der Sozialgenese das Blut oder die völkische Herkunft treten.

Die Vorstellung, Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung zu trennen, war Rosa Luxemburg fremd. Klasse war für sie Bewegung, oder sie war gar nichts, bestenfalls noch eine tote Abstraktion.

Zur Klasse gehörten alle, die an der Bewegung teilnahmen und nicht per se etwa diejenigen, bei denen der Bismarckhering über dem Tisch hing.

Die wollte Rosa Luxemburg natürlich erreichen, die wollte sie in die Klasse, das hieß: in die Bewegung hineinziehen, denn nur dort konnten sie zu Selbstbewusstsein, konnten sie zu einem aktiven Mensch-Sein gelangen.

Allerdings darf hierbei auch nichts idealisiert werden. Ganz frei vom Glauben an die Auserwähltheit des Arbeiters war auch Rosa Luxemburg nicht. Es finden sich immer wieder Anflüge bei ihr, dass sie erwartete, dass es bei »den Arbeitern« eine quasi sozialgenetische Affinität zu einer antikapitalistischen, wenn nicht gar zu einer revolutionären Haltung gebe.

In diese Auffassung ist sie bis zu ihrem Tode gleichsam immer wieder einmal zurückgefallen, auch wenn sie mehr als einmal an den »proletarischen Massen« zu verzweifeln, wenn nicht gar irre zu werden drohte. Als die Reichstagsfraktion der SPD am 4. August 1914 den Kriegskrediten zustimmte und große Teile der »proletarischen Massen« nach Beute und Ehre lüsternd sowie mit Blumen bekränzt ins Feld aufbrachen, erwog Rosa Luxemburg allen Ernstes, Selbstmord zu begehen – um ein Fanal zu setzen und die Massen aufzurütteln.

Es hätte natürlich nichts genützt – wahrscheinlich gebe es nicht einmal heute diese Konferenz hier.

Das französische Alter ego der Rosa Luxemburg – zumindest in der Krieg-Frieden-Frage war er es –, der Sozialist und Pazifist Jean Jaurès, wurde übrigens in diesen ersten Kriegstagen von französischen Kriegsfanatikern ermordet. Auch

dort geschah nichts, auch dort zogen die »proletarischen Massen« frohgemut zu ihrer eigenen Hinschlachtung.

In letzter Konsequenz verfolgte Rosa Luxemburg ein handlungsorientiertes Konzept. Zur Arbeiterklasse zu gehören, hieß für sie, sich für die Emanzipation des Menschen, für die Befreiung des Menschen aus allen Umständen einzusetzen, in denen er ein erniedrigtes, geknechtetes und beleidigtes Wesen ist – egal, ob jemand am Schraubstock malochte oder am Schreibtisch redigierte.

Natürlich wollte sie die Ausgebeuteten und Erniedrigten ermutigen, natürlich wollte sie sie erhoben sehen – aber nicht als Geführte, sondern als selbstbestimmte Menschen, die ihre Assoziationen frei wählen.

Ihre Bildungsangebote verstand Rosa Luxemburg als Hilfe zur Selbsthilfe. Für sie begann die Emanzipation *in* der Bewegung – die ohne Aneignung einer breiten Bildung für sie nicht denkbar war.

Letzten Endes stand Rosa Luxemburg mehr bei Marx und nicht so sehr beim Marxisten Lenin, wenngleich sie mit diesem – wie mit Marx natürlich auch – den revolutionären Impetus teilte.

Karl Kautskys Fixierung auf das Proletariat, die er mit vielen sozialdemokratischen Führern teilte, erfuhr später, in der klassenrassistischen Praxis des Thälmannschen ZK nach 1925, seine Hypertrophierung, ehe die Katastrophe auch sichtbar ausbrach.

Heinrich Mann, der schon in der Weimarer Republik zusammen mit Käthe Kollwitz und Albert Einstein um die Kommunisten geworben hatte und trotz

aller Zurückstößungen auch im Exil davon nicht abzubringen gewesen war, schrieb 1934:

»Kommunisten leugnen noch nachträglich die Macht und den Vorrang des sittlichen Willens, – nachdem der unsittliche sie soeben besiegt und widerlegt hat. Das siegreiche System, dieses Dritte Reich, ist ihre *eigene* Karikatur, sie sehen es nur nicht. Diese Karikatur besteht so furchtbar genau auf der Rasse wie das Original auf der Klasse. Das Original verläßt sich einzig auf das Proletariat, und ein Mann mit einer bürgerlichen Großmutter ist bei ihm so unmöglich wie bei der Karikatur ein Mann mit einer nicht arischen.«

Ob Rosa Luxemburg gegen diese Entwicklung eine Chance gehabt hätte, muß Spekulation bleiben. Aber wahrscheinlich wäre es ihr nicht anders ergangen als Paul Levi und Genossen, die zweieinhalb Jahre nach der Gründung der KPD aus jener Partei ausgeschlossen wurden, die sie einst initiiert und aufgebaut hatten.

Doch noch einmal zurück zu den »gewissen Fragen«.

Ohne die Große Französische Revolution, die die politischen Menschenrechte nach Europa brachte, ist Rosa Luxemburg nicht zu verstehen.

Für Rosa Luxemburg bedeutete Sozialismus Demokratie und Menschenrechte. Zwischen Rosa Luxemburg und Lenin sowie seinen Anhängern verläuft an diesem Punkte bis zum heutigen Tage eine wesentliche, wenn nicht gar die wesentliche Trennlinie.

Rosa Luxemburg wollte die politischen Menschenrechte um die sozialen Menschenrechte erweitern: »Es ist die historische Aufgabe des Proletariats, wenn es zur Macht gelangt, an Stelle der bürgerlichen Demokratie sozialistische

Demokratie zu schaffen, *nicht* jegliche Demokratie abzuschaffen. Sozialistische Demokratie beginnt ... nicht erst im gelobten Lande ..., als fertiges Weihnachtsgeschenk für das brave Volk, das inzwischen treu die Handvoll sozialistischer Diktatoren unterstützt hat.«

Lenin hingegen war im Interesse der Macht bereit, notfalls und mindestens zeitweise auf die bedingungslose Gewährung politischer Menschenrechte zu verzichten, wenn er dafür die sozialen Menschenrechte einführen konnte.

Dieses System – wir haben alle erfahren – erwies sich letztlich nicht als dauerhaft lebensfähig.

Die Reform, es im letzten Moment doch noch durch die Gewährung politischer Menschenrechte zu retten, kam zu spät.

Paul Levi, einer wenigen wirklich konsequenten Anhänger der Ansichten Rosa Luxemburgs, schrieb 1922: »Aber die Parteien als Parteien, als Strömungen, mit Polizeimitteln von der Oberfläche verbannen, ihnen das Licht des Tages nehmen: das war für Rosa Luxemburg eine unmögliche Vorstellung ... Denn ... die Erfahrungen, die Revolutionäre aus dem Kampf ... schöpfen, kann ihnen kein Führer, keine Polizeibehörde, keine Tscheka ersetzen. Sie müssen die Erfahrungen machen im eigenen Kampfe.«

Der Revolutionärin Rosa Luxemburg war es natürlich selbstverständlich, solidarisch zur russischen Revolution zu stehen. Doch Solidarität ohne Kritik, ohne Kritik an der Politik von Lenin und Trotzki, galt Rosa Luxemburg als Feigheit – als Feigheit vor dem Freund.

Ein weiteres Wort zum Heute:

Seit den Achtziger Jahren erleben wir, wie ein – im Grunde genommen – vorkapitalistischer Ausbeutungstyp sich neu entwickelt. Die Infrastruktur wird immer weniger als gesellschaftlich notwendiges und durch die Gesellschaft als Ganzes zu unterhaltendes Kapilarensystem behandelt, die Infrastruktur wird zur einer Quelle von Gewinn pervertiert: Energieversorgung, Verkehr, Wasser- und Abwasserversorgung, Post, sogar die Bildung und die Behandlung von Kranken und Bedürftigen.

Abgesichert durch selbst herbeigeführte internationale Diktate wie GATS wird eine Monopolisierung aller Ressourcen betrieben, mit dem Ziel, eine moderne Wegelagerei zu etablieren. Nicht mehr nur der einzelne Lohnabhängige, sondern die gesamte Bevölkerung wird zum Ausbeutungsobjekt.

Für die künftige politische Entwicklung dürfte diese Ausplünderung von einiger Relevanz sein, denn neben den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit tritt nun endgültig der Widerspruch zwischen Kapital und Konsum. Hier entsteht strategisch eine neue Konfrontationslinie.

Mit diesem Übergang zu einem Kapitalismus der Ausplünderung ganzer Bevölkerungen entstehen bisher unbekannte Spaltungen der Gesellschaft. Damit wird eine emanzipatorisch agierende Linke möglicherweise für ganz andere Schichten interessant, und strategisch werden völlig andere Mehrheiten denkbar. Wer in der Linken ist aber darauf eingestellt, so etwas überhaupt nur zu denken?

Man wird auch künftig nicht von Arbeiterklasse oder Proletariat oder gar Diktatur des Proletariats reden; aber wir werden Bewegung und Bewegungen

erleben. Linke Bewegung und linke Bewegungen – allerdings vorausgesetzt, dass sich die Linke nicht in die Parlamente wegschließt, sondern die Parlamente als Arbeitsplatz begreift, auf dem man seinen Beitrag zu einer emanzipatorischen Entwicklung zu leisten hat.

Und dabei ist dann Rosa Luxemburgs Auffassung von Bewegung und Demokratie doch sehr aktuell: Bewegung verstanden als Widerstand in emanzipatorischer Absicht und mit emanzipatorischen Mitteln – beides als untrennbare Einheit gedacht und praktiziert. Demokratie verstanden nicht allein als formale Demokratie – auch wenn es immer darum geht, diese formale Demokratie gegen ihre Feinde im gegnerischen Lager zu verteidigen und – wozu viel mehr Mut und Kraft und Verbündete gehören – auch gegen ihre Feinde im eigenen Lager zu verteidigen. Letztlich aber – jeder Tag zeigt das deutlicher – wird die formale Demokratie nur zu erhalten sein, wenn sie in Richtung sozialer Demokratie - so wie 1918 von Rosa Luxemburg gefordert und vorgeschlagen – ausgebaut wird.

Das ginge natürlich auch ohne Rosa Luxemburg.

Ihr zumindest wäre es ihr nicht wichtig. Ihr wäre nur eines wichtig: Es würde gemacht werden.